

Zeitschrift: Annalas da la Societad Retorumantscha

Herausgeber: Societad Retorumantscha

Band: 122 (2009)

Artikel: Andri Peer : "Passagis" : rätoromanischer Dichter zwischen den Welten

Autor: Stubbe, Eva

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-323058>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

**Andri Peer:
«Passagis» – Rätoromanischer Dichter zwischen den Welten**

Eva Stubbe

Bitte erwarten Sie keinen Vortrag zum aktuellen Forschungsstand über Leben und Werk von Andri Peer. Ich möchte vielmehr darüber berichten, wie sich unsere persönliche Beziehung vor 30 Jahren gestaltete und was mich damals bewog, mich mit bestimmten Aspekten seines Schaffens zu beschäftigen.

Universität Wien, Winter 1977

Andri Peer hielt auf Einladung von Herrn Prof. Fritz Peter Kirsch eine Dichterlesung aus seinem lyrischen Werk. Herrn Prof. Kirsch sind die Minderheitensprachen und -kulturen ein grosses Anliegen, und ihm selbst sowie Renzo Caduff und Annetta Ganzoni verdanke ich zahlreiche Ermunterungen zu dieser Publikation.

Die mir damals fremde Sprache, das Ladinische, wirkt kraftvoll und mächtig im Vergleich zu anderen romanischen Sprachen und sie ist schön. Die von Peer vorgetragenen Gedichte hatten archaische Kraft und Musikalität und übten auch auf Zuhörer, die des Ladinischen nicht mächtig waren, eine grosse Faszination aus. Letzteres galt, wenn man das so salopp sagen darf, auch für Andri Peer: ein saftig-vitaler Urtyp, Bergler in erster Erscheinung und zugleich sensibler Poet, gebildeter romanistischer Literaturwissenschaftler und Linguist. Text und Poet bildeten eine überaus spannungsreiche Kombination. Ideale Grundlage und zugleich Ausgangspunkt für eine junge Wissenschaftlerin auf der Suche nach einem sozusagen unbeackerten Feld, einem «verwilderten Acker» (*Il chomp salvadi*, aus der gleichnamigen Gedichtsammlung von 1975:7), aber auch einem ‘verwandten Wesen’ (*Il poet salvadi* aus *Sömmis* von 1951:9).

Andri Peer schrieb mir später diesbezüglich in einem Brief vom 28.9.1978: «Die Bemerkung, das Rätoromanische gehöre zu den Randgebieten der Romanistik, habe ich auch schon gehört: [...] was Professor Gossen, der mich unbedingt ‘verwenden’ wollte, fuchsteufelswild machte». Mir persönlich war es leider nicht gelungen, klar zu machen, was Peer in seinem Brief weiter ausführte, nämlich: «[...] wie aufschlussreich die Rätoromanistik für das ganze Gebiet der Romanistik war und ist [...] als besonders archaischer Stand einer Alpensprache, als frühere Lebenseinheit, die weit über unsere heutige schweizerische Landesgrenze hinausging, wie wenig beackert ausserdem die literarische Landschaft ist (im Vergleich zur viel

emsiger betriebenen, von Kapazitäten auch der Nachbarländer betriebenen) Linguistik, Sprachgeographie und Lexikologie vor allem».

Zu den Textausgaben

Die lyrischen Texte hatte Andri Peer bis 1977 ‘nur’ im Selbstverlag in limitierter Auflage veröffentlicht; einige der noch verfügbaren schenkte er mir (so die Gedichtsammlung *Refügi*, 1980) auch mit Widmung und einem grossen Vertrauensvorschuss: «Cun salüds cordials a ma biografa probabla – december 1980». 1977 war ersichtlich, dass ein Minderheitendichter und Lyriker geringe Möglichkeiten hatte und Andri Peer scheute keine Mühe, seine Gedichte selbst herauszugeben. Umso wertvoller sein Geschenk an mich, das ich damals gar nicht so richtig schätzen konnte. Sein Brief vom 28.9.1978: «[...] die Gedichtbände sind ja alle vergriffen (ausser *Sgrafits* und *Il chomp sulvadi*), die romanische Prosa auch [...]».

Und so trifft zu, was Prof. Clà Riatsch in seinem Vorwort zur Gesamtausgabe von *Poesias* (2003) sagt: dass Andri Peer ein «Klassiker ohne Text» war, das trifft ja heute glücklicherweise nicht mehr zu, da es diese wunderschöne Gesamtausgabe gibt.

Unsere erste Begegnung in Wien war bezeichnend für Andri Peer: sie erinnert mich an das Gedicht *Noss inscunters* (aus *La terra impromissa*, 1979:29), Meteoriten, die aufeinandertreffen und – so würde ich es nennen – harmonisch verglühen. Dieses Motiv ist in Andri Peers Lyrik kein Einzelfall.

Sommer 1978

Im Rahmen eines Stipendiums hatte ich vielfache Gelegenheit zu persönlichen Gesprächen mit Andri Peer, mit dem ursprünglichen Ziel, seine Biographie zu verfassen. Er erwies sich als stolzer Fremdenführer seiner Heimat und Herkunft: *Appartgnentscha* und *Parschandüda* (aus *La terra impromissa*, 1979:12–13). Zu allen Tageszeiten wurde ich in seinem überaus gastfreundlichen Haus aufgenommen als gehörte ich zur Familie, und auch bei anderen Gästen fiel die Unterscheidung schwer, ob es sich um Familie oder Besuch handelte, zumal viel Ladin gesprochen wurde; aber es hatte wenig Bedeutung, dass ich fremd war, ich gehörte dazu. Was Peer für sich selbst versuchte, nämlich über die Sprache zu den Wurzeln seiner Herkunft und Kultur zu gelangen, übertrug sich wie selbstverständlich auf seine Besucher. Duonna Erica (Peer) schaffte dieses Klima von Wohlbehagen und Behütetsein, und ich kann nur sagen, dass ich sehr wohl in diesen Genuss gekommen bin. Andri Peer sollte 1980 seinem zweisprachigen Gedichtband (mit deutscher Übertragung) *Refügi* nicht ohne Grund die

Widmung «per Erica» voranstellen. Ich wurde zu Freunden mitgenommen, so zu Wolfgang Hildesheimer, dessen Mozart-Biographie eben erschienen war; wir waren bei einem Bildhauer und etlichen anderen Künstlern, über die Frau Erica Peer mit ihrer sehr hilfreichen, genau geführten ‘meine Agenda’ sogar am Telefon und selbst nach 30 Jahren viel besser Bescheid weiss als ich.

Die Zeit für Gespräche wurde immer wieder knapp, auch andere Besucher, wie Iso Camartin, aber auch Rundfunk und Fernsehen forderten ihren Zeit-Anteil; Andri Peer schien zufrieden, die Aussaat, seine Ähren, «spias», von Sprache und Dichtung einer Sprachminorität begann nach vielen Jahren endlich zu fruchten – sein «Opfer», *Offerta* (aus *La terra impromissa*, 1979:11) war angenommen worden.

Als ich Ende August nach Wien zurückkehrte, hatte ich vor allem viele Gedichte von Andri Peer in einem ersten Entwurf ins Deutsche übertragen (zunächst aus passiven Sprachkenntnissen heraus, muss einschränkend bekannt werden). Unser Kontakt war im Laufe des Jahres 1981 aus privaten Gründen meinerseits ins Stocken geraten; Ende 1981 schrieb ich Andri Peer ausführlich über meine vorliegende Arbeit, von der er noch immer hoffte, ich würde sie als Habschrift in Deutschland unterbringen können. Er antwortete handschriftlich: «Neujahr 1982 24.30 Uhr [...] Großartig, dass Sie Übertragungen haben – gerade das fehlt allgemein. [...] Ich bin gespannt auf Ihren nächsten Brief mit Ihrer ‘Gliederung’ – auch ein eingeschränktes Thema wäre aber ein guter Einstieg!».

Zur Bibliographie

Schon während des Aufenthaltes in Lavin kam mir die Erkenntnis, dass eine Biographie ohne gründliche Kenntnis seiner Lyrik unmöglich ist. Biographie und Werk sind bei Andri Peer aufs engste verknüpft. Auch war die Liste seiner wissenschaftlichen Texte (Stand Mai 1962) schon damals kaum überschaubar. Handschriftlicher ganz typischer Kommentar Andri Peers an einem Exemplar dieser Bibliographie, das er mir gesandt hatte: «bitte nicht erschrecken – es sieht nur nach viel aus und ist bloss vielerlei». Zugleich aber vermerkte er: «Mit der totalen Bibliographie werden Sie sich noch etwas gedulden müssen; [...]. Aber es ist die Arbeit eines oder anderthalb Tages».

Peer nahm sich im schriftlichen Austausch mit mir viel Zeit und gab sich grosse Mühe, so schrieb er mit Bleistift oben fett drüber: «Zum Behalten – mit einigen Nachführungen», oder rot angestrichen, «vergriffen, nur noch Einzelexemplare bei mir». Nicht berücksichtigt sind in meiner Arbeit, einer geplanten Habilitationsschrift, die ich 1978 begann, die Sammlungen *Poesias* (1948), *Stradun* (1971) und *Furnatsch* (1977), von denen ich lei-

der erst in Clà Riatschs Gesamtausgabe lesen konnte, nachdem ich zum ‘Colloqui a Lavin’ (*Tradiziun e moderna illa lirica dad Andri Peer*) eingeladen worden war.

Die Zusammenarbeit der folgenden Jahre wurde erschwert sowohl durch die räumliche Entfernung als auch durch Andri Peers immense Arbeitsbelastung über die Jahre unseres Briefwechsels bis 1983 und darüber hinaus bis zu seinem Tode 1985. Ich zitiere aus einem Brief vom 28.9.1978: «[...] Schule, Unescositzungen [...], Abschiednehmen vom Rektor, Vorbereitung auf den Winter, mit der Vorlesung an der Volkshochschule Zürich, eine kleine Reise nach Barcelona 10.–14. Okt. und dann Hupf nach Lavin zum Herbsteln und Hausschliessen [...].» Auch aus diesem Grunde wurden die Pausen in der Korrespondenz mit dem Dichter und auch in meiner Arbeit beträchtlich.

Briefwechsel: Herbst 1978 bis Januar 1983

Dennoch folgten weiterhin Briefe beiderseits, und wir haben uns meist in Halbjahresabständen mit meinen Übertragungen und wissenschaftlichen Ausführungen auseinandergesetzt. Seine Briefe waren stets begleitet von Ermunterungen, Hoffnung seinerseits auf einen ‘guten’, d. h. publizierten Abschluss der Arbeit.

Zwei weitere Aufenthalte in Lavin im Februar und im Sommer 1980 in Winterthur folgten, und bei letzterem ergaben sich erneute persönliche Begegnungen und reger Gedankenaustausch.

Inzwischen setzte ich meine Arbeit an der Übertragung der Gedichte fort – wohl eingedenk des einen Problems von Übersetzung/Übertragung und des anderen, ebenso alten Problems der Vermittlung; aber da nun nicht nur Rundfunk und Fernsehen mit der Ausstrahlung von Sendungen Interesse bekundet hatten, sondern auch die öffentliche Schweiz das Rätoromanische ernst zu nehmen begann, hatte ich das Ziel, Andri Peer nicht nur einem deutschsprachigen Leser, sondern auch der (wissenschaftlich) romanisch sprechenden Welt vorzustellen. Damit war der Schritt von der ‘blos-sen’ Übertragung der Texte zur Analyse und (textimmanenten) Interpretation getan; und gleichzeitig lag es nahe, seine Gedichte aufgrund der immensen Kultur Andri Peers in einen romanischen, deutschen und – mit kurzen Seitenblicken auch anglistischen – Literaturraum, einzubetten.

Übertragungen/Übersetzungen

1980 erschien *Refugi* – mit 36 Gedichten in deutscher Übertragung durch Herbert Meier. Andri Peer und ich unterhielten uns (schriftlich) über die Problematik des Übersetzens/Übertragens; sein schriftlicher Kommentar

am Rande meiner Manuscriptseiten hinsichtlich einer kritischen Anmerkung meinerseits (Übersetzung/Übertragung): er möchte nicht, dass ich darüber richte, wohl wissend, wie schwierig das Thema ist; und so gab es auch nur wenige Übersetzungen seiner Gedichte von ihm selbst. Ich besitze u. a. seine maschinenschriftliche Übersetzung des Gedichts *Ün mattin* (aus *La terra impromissa*, 1979:37); er hat dabei mit Sicherheit erfahren, wie schwer bis unmöglich es ist, die rätoromanische Fassung in seine zweite Muttersprache, das Deutsche, zu ‘übermitteln’ – um die Termini Übersetzung und Übertragung zu vermeiden. Wir alle kennen die Gründe hierfür zu gut: Wortwahl, Rhythmus und Klang, Versmass und Reim, etc. ich brauche darauf nicht näher einzugehen.

Aus etlichen Stellungnahmen zu dieser Problematik (in Briefen und Manuscriptkommentaren) wird die Abhängigkeit des Dichters einer Minderheit tragisch deutlich: bisherige Ausgaben wie *Sgrafits* (1959) und *Furnatsch* (1977) waren da schon Lichtblicke – aus dem oben bereits zitierten Brief vom «Neujahr 1982 24.30 Uhr» ist Andri Peer überaus erfreut, dass Gedichte von ihm nun auch ins Russische übersetzt werden: «Ein russischer Verlag hat 30 Gedichte von mir in einer Anthologie der CH Lyrik herausgebracht [...].»

In der Zeit von 1978 bis Ende 1982 hatte ich neben den Übertragungen eines Grossteils seiner Gedichte ein Manuscript von etwa 150 Seiten angefertigt: aus der zunächst geplanten Biographie war in gemeinsamem Austausch ein umfangreiches Skriptum entstanden, das, wie oben bereits erwähnt, doch aus unterschiedlichen Gründen nicht vollendet und publiziert wurde. Letzteres habe ich jetzt – ohne namhafte Überarbeitungen, quasi im Rohzustand – auf meiner Homepage www.stubbe-studien.de veröffentlicht (Gliederung s. u.).

Und wieder kam es anders

Nach 30 Jahren berichte ich nun von unseren Begegnungen und von den Schwierigkeiten eines Dichters einer Minderheit, von seinen grossen Bemühungen um Sprache, Literatur und Lyrik, von seinem Engagement; aber auch von den Schwierigkeiten der jungen Wissenschaftlerin auf neuen Wegen – *Sün vias creschüdas aint* – (aus *La terra impromissa*, 1979:11), wenn auch beides auf ganz andere Weise ablief. Aber das Symposium Lavin-Sommer 2008 beweist, dass Andri Peers Bemühungen gefruchtet haben und dass alle bereichert auseinandergehen. Deshalb: «Quai chi’ns mangla, amis, / ais curaschi» wie es im gleichnamigen Gedicht aus *Da cler bel di* (1969:9) heisst.

Soweit unser beider persönlicher, herzlicher Kontakt, unser Austausch und unsere Zusammenarbeit, wenn auch leider in weiten Strecken schriftlich.

Andri Peer: «Passagis» – Rätoromanischer Dichter zwischen den Welten

Im folgenden zweiten Teil möchte ich Ihnen keine detaillierte Analyse von Peers Lyrik vortragen; ich beschränke mich darauf, die einzelnen Kapitel meiner damals verfassten Arbeit zu benennen und mit einigen Erklärungen zu unterstreichen, dass auch Andri Peer mit dieser Gliederung voll einverstanden war – auch wenn sicher noch Etliches daran zu feilen war. Sie umfasste sechs Kapitel und beruhte auf wissenschaftlichen Methoden, die auch vor dreissig Jahren nicht unbedingt als gängig zu bezeichnen waren (G. Bachelard, O. Bollnow, G. Poulet).

Das erste Kapitel hatte ich überschrieben mit **Heimat/Herkunft – Rückkehr ins Elementare**: ein grundlegendes Element seines Schaffens beruht auf dieser Herkunft.

Erstens verstand er diese Heimat als Zugehörigkeit zum Unterengadin und insbesondere zur Sprache des Unterengadins – basierend auf der Rezeption der heimatlichen Lyrik, u. a. mit der Herausgabe des Werks von Peider Lansel. Und zweitens bedeutete dies in seinem eigenen Schaffen nicht naturalistische Abbildung, sondern dass er seine Dichtung von vornherein auf Wesentliches gründete und sie damit ins Metaphorische und letztlich Mythische überhöhte.

Seine Gedichte zeichnen sich nicht nur durch eine Vielzahl von Motiven und Symbolen aus, sondern diese verschränken sich darüber hinaus auf mannigfache Weise. Das macht sie so komplex. Ich werde mich, um Klarheit zu schaffen, immer nur auf ein Beispiel beschränken und damit auch nur eine Deutung vortragen, obwohl natürlich gerade die Vielfalt von Bedeutungsmöglichkeiten den Reiz seiner Lyrik ausmacht. Drittens muss man sich vor Augen halten, dass in vielen seiner Gedichte traditionelle Momente und modernes Gestalten sich unentwegt verbinden. So verwendet er formal gesehen das ‘althergebrachte’ Sonett für das Gedicht *Spadas e guitarras*, Gustav Siebenmann gewidmet. Ich zitiere den zweiten Dreizeiler: «E ta spagnöla lira e ma rumantscha / sonoras sco al temp da Ventadorn / pro cours e boccas vettan leiva via» (aus *Sömmis*, 1951:8).

Andrerseits bringt er bis dahin in der Rätoromanischen Literatur nicht Gesagtes in Form, Sprachwahl, Bildwahl und Motivik zum Ausdruck; hier möchte ich die letzten drei Verse aus dem Gedicht *Chardun* zitieren: «Chardun, / da mamma Natüra / char dun.» (aus *Il chomp salvadi*, 1975:7).

Um auf das Elementare (und damit auch die vier Elemente) zurückzukommen, nenne ich jetzt einige wenige Beispiele, die stellvertretend für zahlreiche andere stehen mögen. Für das Element **Erde** sei erwähnt, dass in dem Gedichtband *La terra impromissa* (1979) in erster Linie seine Sprache die Heimat ist. Aus der Rückschau auf Peers lyrisches Schaffen ist

auch in den frühen Gedichtsammlungen die gesamte Natur durch ihr ladinisches Sprechen belebt. So in *Aint il parc* (aus *Battiüdas d'ala*, 1955:34): «Eu n'ha la memüergia profuonda / [...] / disch il bös-ch». Im Kapitel **Wasser** kommt – neben so vielen anderen feuchten Elementen – und vorrangig – der Inn zu Wort, in einem seiner bekanntesten Gedichte, *Furnatsch* (aus *Suot l'insaina da l'archèr*, 1960:18): «Tadlai tadlai tadlai / Che lavurader ch'eu sun». Die Verbindung der Elemente **Luft und Feuer** tragen viele Gedichte bereits im Titel, der damit zur Einstimmung auf das Folgende wird. So in *Brama* (aus *Trais-cha dal temp*, 1946:s.p.): «O cha füss ün vent tras gods / [...] / paschantar arsaintas nots».

Gleichwertig neben dem Elementaren steht die **Thematisierung der Zeit** in seiner Dichtung und zwar in ihren unterschiedlichsten Erscheinungsformen. Grundlegend dabei ist, dass die ‘Zeiten’ – Momente, Tageszeiten wie Mittag, Nachmittag, Abend/Nacht, Jahreszeiten, und vor allem die «Zeitlose Zeit» *Temp sainza temp* (aus *Da cler bel di*, 1969:7) – stets verbunden sind mit symbolischen, mythologischen und bildhaften Aspekten. Aus diesem enorm grossen Komplex wähle ich drei Beispiele: das erste für den Mittag – als Nietzsches Mittag der ‘hohen Reife’, «sur il gran madür», oder als dionysischer Rausch in *L'ura da Pan* (aus *Da cler bel di*, 1969:24): «La glüm stà sur la glüm, / O anguoscha dal grond mezdi!»; eine Textstelle für Abend, Nacht, Traum, in der Zeichen, Wort, Dichtung eine Assoziationskette bilden in *Sül far not* (aus *Clerais*, 1963:26): «Mia poesia ais ün disegn / our da sömmi e vöd, / [...] / Il s-chür vain nanpro cun pass / chi san la via». Die «Zeitlose Zeit» findet ihren Ausdruck u. a. auch folgendermassen: «Sainza fin van ils dis, / ün flüm tanter spelma. / Sainza fin va il vent tras il god. / Sainza fin. / Sainza fin.» (*Sainza fin* aus *Da cler bel di*, 1969:12).

Der dritte grosse Themenbereich sind die **Räume**. Für einen Dichter, der grundsätzlich auf das Elementare zielt, muss neben Zeit auch Raum eine massgebliche Rolle spielen. Naturgemäß begreift er Haus und Natur als unmittelbarsten Raum. Aber auch schon der Mensch in seiner Körperlichkeit, seinem sozialen Tun und seiner Befindlichkeit sind Raum: als Fortgehen und Rückkehr, in seiner Geborgenheit bei gleichzeitiger Gefangenschaft. Schliesslich gipfelt sein Raumdenken in dem Paradox des Überall und Nirgendwo. Solche Paradoxien finden sich bei all seinen Themen und Bildern: so ist Oben zugleich Unten und die Helle ist zugleich das Dunkel, und umgekehrt und sie durchdringen einander. Aus dieser Vielfalt wähle ich die beiden Extreme: das Haus einerseits und das Überall und Nirgendwo andererseits.

Für die Geborgenheit im Hausinneren steht die Berghütte: «Mo'la t'bivgnainta eir sch'ell'ha / las chotschas sbügnadas» (in *Refugi* aus der Samm-

lung *Da cler bel di*, 1969:18). Und das Überall und Nirgendwo finden wir unter vielen anderen Beispielen in *Sincopa* (aus *Da cler bel di*, 1960:53): «Quist zich vita / chi'ns ais dat / cuorrer, ir a zoppar, / fögliom boffà dal destin / tras vias s-chüras. / E lura, plü plan il pass, / plü svelt il flà / bain-bod, amis, / sarana a chà».

Im vierten Kapitel geht es um **Begegnungen**. Dabei denkt man vermutlich zunächst oder sogar ausschliesslich an menschliche Begegnungen. Solche menschlichen Begegnungen sind ihm in der Tat in vielen Gedichten ein wesentliches Anliegen. Aber die Begegnung ist für ihn nicht nur ein zwischenmenschliches Phänomen, es weitet sich auf vielfältige Bereiche aus: Mensch und Natur, Mensch und Mythos, Liebe, Kinder, Poesie (*Inscunsters* aus *La terra impromissa*, 1979:17). Letztlich ist die Begegnung mit sich selbst unausweichlich.

Wie auch in den oben angeführten Kapiteln will ich mich auch hier aufs Engste beschränken. Unumgänglich ist aber an dieser Stelle ein Liebesgedicht, auch weil Liebesgedichte besonders zahlreich in seinem Schaffen vertreten sind: «Teis corp ais mia cuntrada / sacrala.» (in *Riva dal mar* aus *Il chomp salvadi*, 1975:27). Als zweites Beispiel nehme ich die Begegnung mit sich selbst – schon als Vorwegnahme auf Kapitel fünf. In der Begegnung mit dem eigenen Ich erfährt sich das lyrische Ich als später Nachfahre – «Ed eu eira là tanter els» (in *Larschs vidvart l'En* aus *Battüdas d'ala*, 1955:46) oder auch als: «tardiv abiadi» in *Temp sainza temp* (aus *Da cler bel di*, 1969:7) – dessen Anliegen es ist, die überkommene Sprache mit neuen Bildern zu frischem Leben zu erwecken.

Das fünfte Kapitel hat die **Selbstdarstellungen des lyrischen Ich** zum Inhalt. Ein Lyrisches Ich ist im Werk Andri Peers nur sehr schwer zu fassen, schon deshalb, weil es die unterschiedlichsten Gestalten annehmen kann; so tritt es u.a. als animistisch belebte Natur auf (siehe Kapitel I, **Elemente**).

Es verbirgt sich auch in mythischen Figuren – etwa dem Wanderer, in Prometheus oder in Anabaptist. Ebenso erscheint es anonym im Dialog mit Menschen und mit Göttern, aber es gibt sich auch sehr offen zu erkennen als der Dichter, der mit seinem Schaffensprozess ringt: mit dem einzelnen neu zu füllenden Wort, mit Sprachbildern und -klängen und mit der Form. In alledem wirkt die Auseinandersetzung mit dem Blick auf die Tradition und dem Aufbruch ins Neue.

Es darf in diesem Zusammenhang gestattet sein, einer seiner – wie er mündlich bekundete – persönlichen Vorlieben nachzugehen – nämlich der Musik, hier in Zusammenhang mit dem Handwerk, in Verschmelzung beider, Verbindung, die dem Dichter sehr am Herzen lag: «Sün quaders vot

e paraid / L'En tira la resgia / Ed aint il vöd chi suosda / Rimbomba sia chanzun / Da mürader e marangun / Cullas gïas da sablun / E cul bass da l'auazun / Tadlai tadlai tadlai / Che lavurader ch'eu sun» (in *Furnatsch* aus *Suot l'insaina da l'archèr*, 1960:18).

Das Schlusskapitel habe ich unter dem **Aspekt der Metaphysik** untersucht. Es stellt zugleich, neben anderen, ein wesentliches Ziel des Dichters dar. Andri Peers sprachliches Engagement führt, wie auch aus dem bisher Gesagten deutlich wird, letzten Endes in eine metaphysische Dimension. Hinter allem Gegenständlichen, Alltäglichen, Schlichten und Einfachen, ja allem scheinbar ganz Konkreten tun sich stets Räume auf, die man dem Archaischen, Mythischen, Existentiellen, Religiösen und Kosmologischen zuordnen kann. In einem Gedicht, das neben anderen ins Existentielle wie Kosmologische zielt und zu seinen schönsten zählt, heisst es: «Il vent as piglia / in svoul / cur ch'el voul, / cha vus nu savais / ingio cha vus giais.» (in *Fluors chadaina* aus *Il chomp sulvadi*, 1975:8).

Ich danke Ihnen für Ihr freundliches Zuhören.

